

Otto B. Roegele: Der Zeitungswissenschaftler als Kommunikationswissenschaftler¹

Wolfgang R. Langenbacher²

Wenn Menschen, die uns nahe standen, diese Welt verlassen, bleiben die Erinnerungen, ja drängen sich geradezu schmerzlich ins Gedächtnis.

Peter Glotz (6. März 1939 bis 25. August 2005)

Otto B. Roegele (6. August 1920 bis 6. September 2005)

Heinz Starkulla (4. Oktober 1922 bis 25. November 2005)

Diese zeitliche Abfolge schuf in wenigen Monaten eine Konstellation des Gedenkens, eine Koinzidenz von Ereignissen, die mehr und anderes als nur private Erinnerungen evozierte. Hier schob sich eine Epoche des Faches ins Bild und verlangt ihre Darstellung, ihre Reflexion, ihre Rekonstruktion.

Der Beginn dieser Erinnerungen: Am Dienstag, den 23. August 2005 hatte ich von der Lektorin Dr. Annalisa Viviani die Fahnen des dann posthum erschienenen Buches von Peter Glotz bekommen (Glotz 2005). Im vierten Kapitel („Die Revolte“) ist der erste Abschnitt mit jener Formel überschrieben, die uns damals Anfang der 60er Jahre alle umgetrieben und begleitet hat: „Das Zeitgespräch der Gesellschaft“.

In diesen Passagen findet sich auch ein anrührendes Portrait von Heinz Starkulla, von dem Peter Glotz sagt, dass dieser ihm die „Faszination des dialogischen Prinzips (...) eingepflichtet“ habe (Glotz 2005, S. 119). Vom Junior³ wusste ich, wie es gesundheitlich um den Senior⁴ stand und schickte deshalb gleich die betreffenden Passagen auf den Weg. Ich kann so hoffen, dass Heinz Starkulla noch gelesen hat, was sein Schüler über ihn dachte und schrieb: „Ich traf ihn als Assistenten des Zeitungswissenschaftlichen Instituts in München. In Wirklichkeit war er nicht der Assistent, sondern die Seele des kleinen Ladens. Eine typische Hochschulkarriere der Nachkriegszeit, wobei der Begriff Karriere blanker Zynismus ist. (...) Im Institut war er lange ‚Mädchen für alles‘: Bibliothekar, Theoretiker, Korrektor, Organisator. Sein erster Chef, Karl d’Ester, war nach dem Krieg ein gebrochener Mann, weil man ihn eine Zeitlang zwangsbeurlaubt hatte, wegen Konzessionen gegenüber den Nazis. (...) Nach d’Esters Tod ‚besorgte‘ er

¹ Vortrag auf dem Symposium der Sozialwissenschaftlichen Fakultät zu Ehren von Otto B. Roegele am 27. Januar 2006 an der Universität München.

² Wolfgang R. Langenbacher ist Professor am Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Wien.

³ Heinz Starkulla jr. Jahrgang 1950. Privatdozent am Institut für Kommunikationswissenschaft und Medienforschung der Universität München.

⁴ Heinz Starkulla. Jahrgang 1922. Von 1952 bis 1964 planmäßiger wissenschaftlicher Assistent am Institut für Zeitungswissenschaft der Universität München. Ab 1966 Beamter auf Lebenszeit und 1971 bis 1985 Akademischer Direktor.

den Theaterkritiker Hanns Braun als Nachfolger des Chefs, schrieb ihm die Aufsätze, bereitete ihm die Vorlesung vor. So kam Starkulla nie zur Habilitation. Wenn ich später, als Funktionär der Bundesassistentenkonferenz, die ‚Ordinarienuniversität‘ bekämpfte, hatte ich Starkullas Schicksal vor Augen“ (ebd., S. 119f.).

Und dann erinnert sich Peter Glotz an eine „Institution“, die auch mir unvergesslich ist: „Starkulla betrieb eine kleine Akademie. In einem Kaffeehaus in der Amalienstraße, das wir nicht nach dem Besitzer, sondern der Kellnerin, die Maria hieß, benannten, verbrachten wir dienstags und freitags jeweils zwei Mittagsstunden“. (Nach meiner Erinnerung waren es häufig noch viel längere Akademiesitzungen!) „Wir“, das waren der Assistent Starkulla und die Hilfskräfte. In diesen teils politischen Kabbeleien, teils fachlichen Disputen, teils philosophischen Einweisungen habe ich zu einer Position gefunden. Sie hat mir für mein ganzes Leben Streben eingegeben. Starkulla begründete mir im wissenschaftlichen Disput, was (Waldemar von – WRL) Koeringen mir politisch gepredigt hatte: ‚Das Gespräch ist die Seele der Demokratie‘“ (ebd., S. 120). In diesen Stunden, aber eigentlich auch sonst im Gespräch, betätigte sich Starkulla als ein „begnadeter Provokateur, ein gewitzter Fechtlehrer und Musketier des Wortes“ (ebd.).

Ob Otto B. Roegele die Erinnerungen seines einstigen Mitarbeiters noch zu lesen bekam, weiß ich nicht. Ich fürchte: eher nein. Vielleicht hätte er ein wenig darüber geschmunzelt, aber sicherlich hätte er sich auch darüber gefreut: „Ich werde nie vergessen, wie Starkulla mir, auf dem ausrangierten Ofen einer Gastwirtschaft in dem oberbayerischen Dorf Mitterdarching sitzend, während eines Faschingsballs des Instituts (wohl 1963) davon berichtete, dass ein Kollege über den Vorsitzenden der Katholischen Aktion in München versucht hatte, bei Roegele meine Ernennung zum Assistenten zu hintertreiben: Sozialdemokrat, Agnostiker, linksradikal, lautete die hinterbrachte Konterbande. Starkulla, als Clown geschminkt, schaute tieftraurig drein. Wir waren beide betrunken. Aber Roegele ließ sich von der katholischen Kamarilla nicht beeinflussen. Er nahm mich, ich war sechs Jahre sein Assistent, und trotz zutiefst unterschiedlicher Weltbetrachtungen und Lebensregeln sind wir ohne jede Intrige miteinander gekommen“ (ebd., S. 128f.).

Und – das war 1970/71: „Wir gründeten zusammen sogar eine Firma, die „Arbeitsgemeinschaft für Kommunikationsforschung“, AfK München. Das war der typische Ausweg aus der Wirtschaftsfremdheit der kamerateilistischen Universität. Wenn man einen Forschungsauftrag aus der Wirtschaft annehmen wollte, wurde man mit Formularen erstickt und von ewigen Fristen gewürgt. Also gründeten wir einen eingetragenen Verein (...). Ich wurde der erste Geschäftsführer und akquirierte Aufträge der Bundesregierung, von Burda, Springer und anderen“ (ebd., S. 129).

Soweit diese Erinnerungen – „eines Grenzgängers“, wie es im Untertitel heißt. Ich denke, ich bin diese Ehrung meinem Kollegen und Freund schuldig, Welch ehrendes Gedenken – sein Lebensende ahnend, um ihren baldigen Tod aber natürlich nicht wissend – er Starkulla und Roegele gewidmet hat. Es gehört zur seltsamen Konstellation dieser drei Leben und ihres Endes, dass einer der letzten Texte von Otto B. Roegele – oder war es der letzte? – ein Nachruf auf Peter Glotz war (Roegele 2005), und dass darin von Roegele genau jene Stunden und Tage erinnert werden, die Peter Glotz in seinem Kapitel „Die Revolte“ schildert und in dem Roegele im Mittelpunkt steht, der damals – erst wenige Jahre Institutsvorstand – der härtesten denkbaren Bewährungsprobe ausgesetzt wurde. Dieser Studentenaufstand, der Anfang 1969 das Institut durchtobte, blieb für Roegele für immer mit bitteren Erfahrungen verbunden (vgl. Behmer 2004).

Angefangen hatte seine Münchner Zeit in ganz normalen Bahnen. Wer dabei war, wird sie wohl nicht vergessen haben – die Antrittsvorlesung von Otto B. Roegele, schon allein wegen ihres Titels, der – anspielungsreich – lautete: „Die Zeitungswissen-

schaft im Streite der Fakultäten“ (Roegele 1966a). Über ihre beträchtliche Wirkungsgeschichte könnte ein Zitationsindex präzise Auskunft geben. Versucht man ihren fachgeschichtlichen Ort zu rekonstruieren, so muss man wohl auf drei Strömungen verweisen, die uns Studierenden und „Jungwissenschaftlern“ Ende der 50er und Anfang der 60er Jahre begegneten: Da war der Streit zwischen Berlin, Münster und München: Publizistik oder Zeitungswissenschaft (vgl. Hachmeister 1987)? Da war hier am Institut der heftige Versuch (durch Heinz Starkulla und Bernd Maria Aswerus), uns zu Jüngern einer „Münchner Schule“ zu machen. Und da war gerade der erste Band von Otto Groths „Unerkannter Kulturmacht“ erschienen, in der dieser – außeruniversitäre – Nestor des Faches den Versuch machte, das Wirrwarr der Fachbenennungen durch den Begriff „Periodik“ zu beenden (Groth 1960). Außerhalb des Instituts kamen die meisten von uns mit analytischer Philosophie (Wolfgang Stegmüller), Soziologie (Emerich K. Francis) und Politischer Wissenschaft (Eric Voegelin) in Berührung.

Und nun: Roegele. Er kam, ohne das Fach je studiert zu haben als Dr. med., als Historiker und als Praktiker, aber mit dem festen Ziel, sich rasch einzuarbeiten, um den Ansprüchen an den neuen, noch vergleichsweise jungen (43 Jahre) Ordinarius gerecht zu werden. Die ersten Vorzeichen der künftigen Massenuniversität ließen die Ansprüche an die Lehre wachsen. Die Magisterstudienordnung wurde eingeführt und es begann ein Jahrzehnt der allgemeinen Expansion der „Zeitungswissenschaft“. Wer heute, über 40 Jahre später Roegeles Antrittsvorlesung aufmerksam liest, der kann nicht verkennen, wie sensibel er darin auf die neuen Zeichen der Zeit reagierte und erkannte, dass man diesen mit der traditionellen Zeitungswissenschaft nicht mehr gerecht werden konnte (Roegele 1966a). Zwar hatte er sich in die einschlägige Terminologie hörbar eingearbeitet, aber die interessantesten Passagen sind doch jene, in denen – schon nach drei Semestern seiner Tätigkeit – seine Zweifel an der Zukunftsträchtigkeit dieser Tradition erkennbar werden. Da ist gleich zu Anfang davon die Rede, welche unterschiedliche Bezeichnungen das Fach an den verschiedenen Universitäten trägt. Diese Vielfältigkeit und Unübersichtlichkeit der Benennungen aber schreckt ihn nicht und er hält auch keine Bereinigung dieser Unübersichtlichkeit – in München natürlich hätte das nur zu Gunsten der Zeitungswissenschaft sein können – für nötig, sondern sieht in der „Offenheit der Nomenklatur“ und in dieser bunten „Gemenge-Lage der Theorie vorerst ein Positivum (...), nämlich die Chance, dass nicht die äußere Form erstarbt, ehe der Inhalt sich geklärt hat; dass nicht die Terminologie verkrustet, ehe das Selbstverständnis des Faches sich auskristallisiert hat; dass nicht *ein* Instrumentarium als das allein brauchbare und von der Zunft zugelassene fixiert wird, bevor seine Verwendungsmöglichkeiten endgültig (...) erkannt werden“ (ebd., S. 391).

Diese Argumentation wird mehrfach variiert und endet jeweils mit einem klaren Fazit gegen eine „Konvention verbindlicher Begriffe“, gegen eine bereinigte Nomenklatur und gegen vorzeitige Festlegungen und führt zum Plädoyer für eine terminologische Vielfalt, die ihm für die Entwicklung des Faches förderlich erscheint. Die gleiche Offenheit glaubte er übrigens bei seinem Vorgänger Karl d’Ester zu erkennen – „im Gegensatz zu manchem Jüngeren“ (ebd., S. 393). Als inspirierende Anregung greift er die – wohl von Bernd Maria Aswerus geprägte und näherhin interpretierte – Formel vom „Zeitgespräch der Gesellschaft“ auf – wie wir alle das damals getan haben und die auch Peter Glotz in seinen Erinnerungen 40 Jahre später noch positiv akzentuiert (vgl. Glotz 2005, S. 118-127). Die damit verbundene Münchener „Theorie der Zeitung“ wird von Roegele sorgfältig referiert, aber auch mit den Ergebnissen der empirischen Sozialpsychologie in Berührung gebracht. Und das nährt seine Skepsis, ob man mit diesem Begriff der „Zeitungswissenschaft“ außerhalb des kleinen Kreises von Eingeweihten operieren kann. Dass jeder vernünftige Mensch unter „Zeitung“ nun einmal gedrucktes Papier versteht, erscheint ihm als ein schweres Handicap dieser terminolo-

gischen Besonderheit. Darüber konnte alle Begriffsakrobatik nicht hinwegtäuschen. Er merkt an, dass dies „ironische Zurufe aus anderen Disziplinen geradezu herausfordern“ müsse, bedauert, dass man früher nicht auf den Namen „Rhetorik“ rekurriert habe, und wundert sich nicht, dass das Fach nun wissenschaftspolitisch als „Randfach“ und „Grenzwissenschaft“ bezeichnet wird. Seine eigene Lösung dieser Dilemmata ist der Vorschlag, die Zeitungswissenschaft als „integrierende Wissenschaft“ zu begreifen (Roegele 1966a, S. 395ff.). Damit hatte er sich im Grunde von der älteren Zeitungswissenschaft entschieden abgesetzt und sich auch von dieser, keinem Unbefangenen vermittelbaren, „Theorie der Zeitung“ à la München verabschiedet. In seinen Schlusssätzen plädiert er für Offenheit der Grenzen, den Austausch der Erfahrungen mit anderen Disziplinen und nennt als den Mittelpunkt der theoretischen Bemühungen, um den sich dieses Fach in Zukunft (und im Streite der Fakultäten) kümmern sollte, die „Kommunikation“ (ebd., S. 397).

So war diese Antrittsvorlesung terminologisch und in den herangezogenen Referenzen (Karl d’Ester, Bernd Maria Aswerus, Hanns Braun) ein – oberflächlich gehört – Tribut an das Ordinariat für „Zeitungswissenschaft“, das Roegele mit dem Sommersemester angetreten hatte und das er hiermit einer akademischen Öffentlichkeit vorstellte. Aber zwischen den Zeilen und nicht selten auch ganz direkt verließ er die allzu engen Gänge dieser „Schule“ und begab sich auf die Suche nach neuen Horizonten. Und diese neue Horizonte hießen „Kommunikationswissenschaft“.

Zum Beleg muss ich chronologisch genau werden. Roegele hatte seine Professur im Sommersemester 1963 angetreten. Seine Antrittsvorlesung hielt er im darauf folgenden Sommersemester am 1. Juli 1964. Veröffentlicht wurde sie in der Zeitschrift „Publizistik“ im Doppelheft des Jahrgangs 1966. In der Zwischenzeit war schon die erste größere Veröffentlichung seiner Münchner Tätigkeit als Buch erschienen, die von ihm herausgegebene Dokumentation über „Pressereform und Fernsehstreit“ mit dem Untertitel „Texte zur Kommunikationspolitik 1832 bis heute“ (Roegele 1965a). Auf dem Titelblatt hieß es: „Unter Mitarbeit von Peter Glotz“. Das Buch erschien 1965 und war das Resultat eines Seminars, in dem Roegele und Glotz auf die aktuellen kommunikationspolitischen Probleme mit einer historischen Aufarbeitung reagierten.⁵ In diesem Sinne spricht Roegele auch im Vorwort (Juli 1965) von der „historischen Dimension der Zeitungswissenschaft“, die er hier nun – damit seine Positionen aus der Antrittsvorlesung vor einem Jahr schon entschieden hinter sich lassend – und noch ein Jahr vor deren Veröffentlichung! – als „Wissenschaft von der gesellschaftlichen Kommunikation“ definiert (Roegele 1965b, S. 7).

Der Enge der traditionellen Fachbezeichnung stellt er die aktuellen Entwicklungen gegenüber, die ihn in seinem neuen Amt ganz offensichtlich zu faszinieren begonnen haben: „Die Fülle neuer Methoden und Fragestellungen, die von der empirischen Soziologie und Sozialpsychologie bereitgestellt wurden, und die rapiden technischen Fortschritte, die auf dem Gebiet der elektronischen Publikationsmittel gemacht werden, lenken von der Betrachtung der Vergangenheit weg und auf eine Gegenwart hin, die sich so rasch verändert, dass man den Faden des Geschehens zu verlieren fürchtet, wenn man seine Aufmerksamkeit für einen Augenblick abwendet“ (ebd., S. 7). „Wissenschaft von der gesellschaftlichen Kommunikation“ – damit war geradezu ein fachgeschichtlicher und wissenschaftstheoretischer gordischer Knoten durchschnitten. Als Institutsbezeichnung wäre das zu umständlich gewesen. Also lag es nahe, von Kom-

⁵ „Die Texte sind im Laufe eines Seminars erarbeitet worden, das unter meiner Leitung an der Universität München im Wintersemester 1963/64 abgehalten wurde. Die Anregung dazu gab Peter Glotz, ein Schüler meines verehrten Vorgängers Hanns Braun. Er hat auch die Seminararbeiten ausgewertet, die Texte zusammengestellt und für den Druck eingerichtet“ (Roegele 1965b, S. 7).

munikationswissenschaft zu sprechen. Damit hatte Otto B. Roegele als der neue Ordinarius für Zeitungswissenschaft epistemologisch schon nach wenigen Semestern einen ganz klaren, neuen Kurs eingeschlagen. Dieser garantierte, dass das Institut und seine nun immer zahlreicher werdenden jüngeren Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sich nicht mehr um begriffliche Glaubenskämpfe und Schulenstreite kümmern mussten. Sie konnten sich stattdessen – selbstbewusst und in der Überzeugung, auf der Höhe der Zeit zu sein – auf den Weg zu einer Sozialwissenschaft machen, die es irgendwann mit der Soziologie oder der Politischen Wissenschaft aufnehmen können sollte.

In Nürnberg trug das Institut schon damals diese Fachbezeichnung. Innerhalb der „Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Zeitungswissenschaft“ liefen heftige Diskussionen um eine Umbenennung. Sie erfolgte auf einer außerordentlichen Mitgliederversammlung am 21. Oktober 1972 in Konstanz. Als Vorstand in wechselnden Funktionen wirkte Roegele schon in den ersten Jahren wesentlich an diesem Vorgang mit. Zwischen 1965 und 1975 hatte er dort immer wieder eine führende Rolle gespielt und in genau diese Epoche fällt auch die Umbenennung der Gesellschaft im Oktober 1972 in „Deutsche Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft“.⁶ Übrigens wurde er 1993 ihr Ehrenmitglied. In seiner Generation war er Ende der 60er und bis in die Mitte der 70er Jahre nicht nur am Münchner Institut, sondern auch im gesamten deutschsprachigen Raum ein Motor der Expansion und der wachsenden öffentlichen Reputation des Fachs.

In diesem Kontext begann auch eine neue Epoche des Münchner Instituts. Die Umbenennung im Wintersemester 1974/75 – im Zuge der Neuorganisation der Universität in 21 Fachbereiche (statt früher 14 Fakultäten), der Zuordnung des Instituts zum „Fachbereich Sozialwissenschaften“ – in „Institut für Kommunikationswissenschaft (Zeitungswissenschaft)“ war nur eine logische Konsequenz, die verglichen mit Roegeles Erkenntnisstand im Grunde mit zehnjähriger Verspätung erfolgte. Jedenfalls liegen hier die unbestreitbaren wissenschaftspolitischen und institutsgeschichtlichen Verdienste des neuen Ordinarius, für die er dann über 20 Jahre lang einstand. Die wissenschaftsideologischen Fesseln, die ihm die Glaubenskämpfer zwischen Zeitungswissenschaft und Publizistikwissenschaft anzulegen versuchten, hatte er schon nach wenigen Semestern schlicht gesprengt, ohne diese Position freilich aggressiv zu vertreten.

Warum dann der Klammerausdruck im Institutsnamen? Roegele begründete dies wie folgt: „Der Zusatz in Klammern ist dabei nicht nur als ein Erinnerungsposten gedacht, der deutlich machen soll, aus welchen Ursprüngen dieses Institut gewachsen ist; er soll auch verdeutlichen, dass der Wissenschaftsbereich, der hier beackert wird, nicht Kommunikation im ganzen und schlechthin umfasst, sondern jenen Ausschnitt, der die Kommunikation menschlicher Gesellschaften über Gegenstände von öffentlich-aktueller Bedeutung betrifft, und dass die Tradition der ‚Münchner Schule‘ der Zeitungswissenschaft nach wie vor gepflegt und weiterentwickelt werden soll, ungeachtet des inzwischen kräftig gewachsenen empirischen und journalistisch-praktischen Zweiges“ (Roegele 1974/75, S. 628f.). Und so geschah es ja auch tatsächlich, sodass sich heute auch eine ganze Reihe jüngerer Wissenschaftler dieser speziellen Münchner Tradition verpflichtet fühlen. Diese Generation hat im übrigen auch keine Probleme damit, sich in den wissenschaftlichen Mainstream einzugliedern und bei der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft mitzuarbeiten.

Wie wichtig ihm dieses Thema war, drückte er auch in seinem Bericht („anstelle einer Abschiedsvorlesung“) „1 + 50 Semester in München“ aus (Roegele 2000). Hier bilanziert er dieses Nebeneinander von Zeitungswissenschaft und Kommunikationswis-

⁶ Otto B. Roegele war von 1965 bis 1966 und von 1970 bis 1971 Vorsitzender und von 1966 bis 1968, von 1969 bis 1970 sowie von 1971 bis 1975 Stellvertretender Vorsitzender der Fachgesellschaft.

senschaft wie folgt: „(Ich hielt) es für meine Aufgabe, dafür zu sorgen, dass sie (eben die Münchner Schule – WRL) in Lehre und Forschung erhalten und weiterentwickelt werden konnte, obwohl ich mir über ihre Durchsetzbarkeit in der wissenschaftlichen Welt keine Illusionen machte. Es gibt ja nicht nur in der Biologie eine Pflicht zum Schutz der Arten, zumal niemand wissen kann, welches die Bedingungen und Erfordernisse der Zukunft sein werden. Auch in der Wissenschaft, in der die Paradigmen heute rascher wechseln als je zuvor, sollte kein seriös begründeter Ansatz ganz aufgegeben werden, bevor sich seine Entbehrlichkeit unzweideutig erwiesen hat“ (Roegele 2000, S. 383f.).

Diese Erinnerung an die Zeitungswissenschaft war aber auch menschlich eine kluge Entscheidung, um innerhalb des Institutes den kollegialen Frieden zu sichern. Inhaltlich aber hatten sich der Ordinarius für Zeitungswissenschaft und die meisten seiner jüngeren Mitarbeiter von der Enge einer lokal verorteten „Schule“ befreit und sahen ihre Arbeit als den Beitrag zu einem sich deutlich profilierenden Mainstream dieses Faches, von dem Peter Glotz in einem Festvortrag zum 65-jährigen Bestehen des Institutes am 15. Februar 1990 sagte, dass man damit den gesellschaftlichen Bedarf nach einer „selbstsicheren und gut organisierten“ eigenständigen Wissenschaft gerecht geworden sei (Glotz 1990, S. 249). Mit diesem – unbestritten viel zu breiten Begriff – „Kommunikationswissenschaft“ war es in wenigen Jahren gelungen, die Politik, die Medienindustrie und auch die Nachbardisziplinen von der Notwendigkeit und dem Rang dieser Disziplin zu überzeugen.

Damit begann in München, aber auch anderswo, eine ziemlich beispiellose Erfolgsgeschichte, die die Kommunikationswissenschaft – freilich immer noch belastet mit unterschiedlichen Fachbezeichnungen – zu einer der bis heute von den Studierenden am meisten nachgefragten sozialwissenschaftlichen Disziplinen machte. Auch ihre Forschungs- und Publikationsleistungen haben ein imponierendes Ausmaß angenommen. Diese Entwicklung war vor allem in den Anfängen der Nachfrage nach kommunikationspolitischem Beratungswissen zu verdanken. Es ist ziemlich undenkbar, dass man in Bonn damals mit dem Begriff der Zeitungswissenschaft ein „kommunikationspolitisches und kommunikationswissenschaftliches Forschungsprogramm“ hätte in Gang setzen können, wie dies um 1970 der Fall war. Auch der Expertenstatus, den viele von uns nun bekamen, zum Beispiel als Mitglieder in Enquete-Kommissionen, wäre unter der Firmierung als Zeitungswissenschaftler undenkbar gewesen – zumal es ja nun immer mehr um die Thematik „Neue Medien“ und zum Beispiel eine so grundlegende Frage wie den „Ausbau des technischen Kommunikationssystems“ ging (vgl. KtK 1976). Man muss es wohl so direkt sagen: Wer sich nicht lächerlich machen wollte, musste – selbst wenn ihm diese Bezeichnung ein hohes Maß an innerer Logik vermittelte – auf den Fachnamen „Zeitungswissenschaft“ verzichten.

Es gehört zu den Verdiensten Roegeles in seinen ersten Münchner Jahren, dies begriffen zu haben – gegen manche heftigen, gegenteiligen Überzeugungsversuche. Damit öffnete er dem Institut, dem Fach, den jüngeren Mitarbeitern und den Studierenden eine zukunfts offene Entwicklung. Nur schlaglichtartig möchte ich die Verdienste des „Kommunikationswissenschaftlers“ Roegele aufzählen: 1. Bewältigung der „Massenuniversität“, 2. Nachwuchsbildung, unter anderem mit vier Habilitationen, 3. Modernisierung der Lehre und Ausbildung durch den Diplomstudiengang Journalistik, die Tätigkeit in der Hochschule für Fernsehen und Film und das Lehrsystem „Einführung in die Kommunikationswissenschaft (gemeinsam mit dem SWF), 4. Aktivierung des Institutes als Forschungsplatz (unter anderem durch die „Arbeitsgemeinschaft für Kommunikationsforschung e.V.“) und 5. Tätigkeit in der Politikberatung.

Seine Hinwendung und Beschäftigung mit dem Gegenstand Kommunikationspolitik wäre wahrscheinlich ohne diese klare neue Position kaum möglich gewesen. Das

war natürlich auch eine Anpassung des Sprachgebrauchs an die eigene Zeit, aber es war auch und vor allem eine neue Dimensionierung des Fachs überhaupt und der Arbeit am Münchner Institut.

Um noch einmal darauf zurückzukommen: Der deutlichste und nachhaltigste Indikator dieser Entwicklung war, dass die Bundesregierung in genau dieser Epoche ein kommunikationspolitisches und kommunikationswissenschaftliches Forschungsprogramm in Gang setzte, das in den ersten Jahren ganz wesentlich von München geprägt wurde. Die entsprechenden Dokumentationen, die mit einer „Übersicht über wichtige Ergebnisse“ (bearbeitet von Walter J. Schütz) erstmals 1974 in einer Broschüre vorgelegt wurden, halten dies eindrücklich fest (vgl. Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 1974). Unter den ersten zehn dort dokumentierten Forschungsprojekten stammen vier aus München und sind entweder direkt von Roegele verantwortet oder unter seiner Mentorschaft entstanden. Im Register der Dokumentation für die Projekte, die bis 1985 vergeben wurden, taucht Roegeles Name siebenmal auf. Hinzu-zuzählen wären aber auch die Nennungen der „Arbeitsgemeinschaft für Kommunikationsforschung“ und eine Reihe anderer Kolleginnen und Kollegen, die im Umkreis des Institutes und der Arbeitsgemeinschaft tätig waren, um dem ganzen Umfang der Roegeleschen Tätigkeiten gerecht zu werden. Seine Rolle war die des Initiators, des Beraters, auch des Managers, des Inspirators und nicht zuletzt die des Netzwerkers und damit dessen, der dank seiner Reputation mit vertrauensbildenden Maßnahmen in die Politik und in die Öffentlichkeit wirken konnte. So schuf er ein Klima und einen Raum, in dem sich die Wissenschaft von der gesellschaftlichen Kommunikation als Kommunikationswissenschaft in vielerlei Hinsicht und in großer Vielfalt gedeihlich entwickeln konnte.

Eines der Lenkungsinstrumente für dieses kommunikationswissenschaftliche und kommunikationspolitische Forschungsprogramm waren die vom Presse- und Informationsamt der Bundesregierung regelmäßig veranstalteten wissenschaftlichen Gespräche, die vor allem in den Anfangsjahren (1971 und später) wesentlich von Otto B. Roegele und seinen Mitarbeitern bestimmt waren. Essentiell für diese Entwicklung war übrigens die über viele Jahre außerordentlich intensive Zusammenarbeit aller Münchner „kommunikationswissenschaftlichen“ Personen und Institutionen mit Walter J. Schütz, die auf dem Vertrauensverhältnis zwischen ihm und Roegele basierte. Peter Glotz hat das in seiner schon mehrfach zitierten Rede zum 65. Geburtstag des Instituts so ausgedrückt: „Überhaupt darf man die große integrierende Leistung dieses zurückhaltenden, aber hoch engagierten Mannes nicht unterschätzen. Sein Pragmatismus, seine Toleranz und seine Seriosität haben das in den sechziger Jahren gefährdete Institut aus prekärer Lage gerettet“ (Glotz 1990, S. 252).

Zu den Erinnerungen an Otto B. Roegele gehört auch, dass er sich schon als Student in München aufhielt. In einem der relativ frühen Versuche, die an der Universität München stattfanden, sich mit der nationalsozialistischen Vergangenheit auseinanderzusetzen, gehörte sein Vortrag „Student im Dritten Reich“, den er im Rahmen einer Vortragsreihe mit dem Titel „Die deutsche Universität im Dritten Reich“ im Wintersemester 1965/66 im Auditorium Maximum der Universität hielt. Selbstkritisch wirft er die Frage nach seiner und seiner Kommilitonen Verhalten in dieser Zeit auf. Die letzten Sätze lauten: „Vor den Toten, die ihrem reinen Gewissen gefolgt sind, bleiben die Überlebenden stets ohne Rechtfertigung, denn sie haben noch vor sich, was jene bereits vollendet haben. So werden wir, gerade wir, die wir in München akademische Bürger waren und sind, den Rest unserer Zeit damit zu tun haben, uns dem hohen Anspruch des Zeichens zu stellen, in das unsere Universität an jenem 18. Februar 1943 eingetreten ist, als Sophie Scholl das Flugblatt in den Lichthof herabflattern ließ, das zur ‚Bre-

chung des nationalsozialistischen Terrors aus der Macht des Geistes' aufrief" (Roegele 1966b, S. 172).

Literatur

- Behmer, Markus (2004): Erstes „befreites“ Institut der LMU. Die Studentenbewegung im Wintersemester 1968/69. In: Meyen, Michael/Löblich, Maria (Hrsg.): 80 Jahre Zeitungs- und Kommunikationswissenschaft in München. Bausteine zu einer Instituts-geschichte. Köln: Halem, S. 301-313
- Glutz, Peter (1990): Von der Zeitungs-, über die Publizistik- zur Kommunikationswis-senschaft. In: Publizistik Nr. 3, S. 249-256
- Glutz, Peter (2005): Von Heimat zu Heimat. Erinnerungen eines Grenzgängers. Berlin: Econ
- Groth, Otto (1960): Die unerkannte Kulturmacht. Grundlegung der Zeitungswissen-schaft (Periodik). Band 1. Das Wesen des Werkes. Berlin: de Gruyter
- Hachmeister, Lutz (1987): Theoretische Publizistik. Studien zur Geschichte der Kom-munikationswissenschaft in Deutschland. Berlin: Spiess
- KtK. Kommission für den Ausbau des technischen Kommunikationssystems (1976): Telekommunikationsbericht mit neun Anlagebänden. Bonn
- Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (1974) (Hrsg.): Kommunikationspo-litische und kommunikationswissenschaftliche Forschungsprojekte der Bundesre-gierung 1971-74. Eine Übersicht über wichtige Ergebnisse. Bonn: Presse- und Infor-mationsamt
- Roegele, Otto B. (1965a) (Hrsg.): Pressereform und Fernsehstreit. Texte zur Kommuni-kationspolitik 1832 bis heute. Unter Mitwirkung von Peter Glutz. Gütersloh: Mohn
- Roegele, Otto B. (1965b): Vorwort. In: Ders. (Hrsg.): Pressereform und Fernsehstreit. Texte zur Kommunikationspolitik 1832 bis heute. Unter Mitwirkung von Peter Glutz. Gütersloh: Mohn, S. 7f.
- Roegele, Otto B. (1966a): Die Zeitungswissenschaft im Streite der Fakultäten. In: Publi-zistik Nr. 3/4, S. 390-398
- Roegele, Otto B. (1966b): Student im Dritten Reich. In: Kuhn, Helmut (Hrsg.): Die deut-sche Universität im Dritten Reich. Eine Vortragsreihe der Universität München. München: R. Piper & Co, S. 135-174
- Roegele, Otto B. (1974/75): Fünfzig Jahre Zeitungswissenschaft in München. In: Publi-zistik Nr. 3/4, 1/2, S. 628f.
- Roegele, Otto B. (2000): 1+ 50 Semester in München. Ein Bericht – anstelle einer Ab-schiedsvorlesung. In: Ders.: Plädoyer für Publizistische Verantwortung. Beiträge zu Journalismus, Medien und Kommunikation. Herausgegeben von Petra Dorsch-Jungsberger, Walter Hömberg und Walter J. Schütz. Konstanz: UVK, S. 371-388
- Roegele, Otto B. (2005): Retter in höchster Not. In Memoriam. Als die Studentenunru-hen die Münchner Universität bedrohten. Persönliche Erinnerungen an Peter Glutz. In: Rheinischer Merkur Nr. 35 /1.9.2005, S. 21